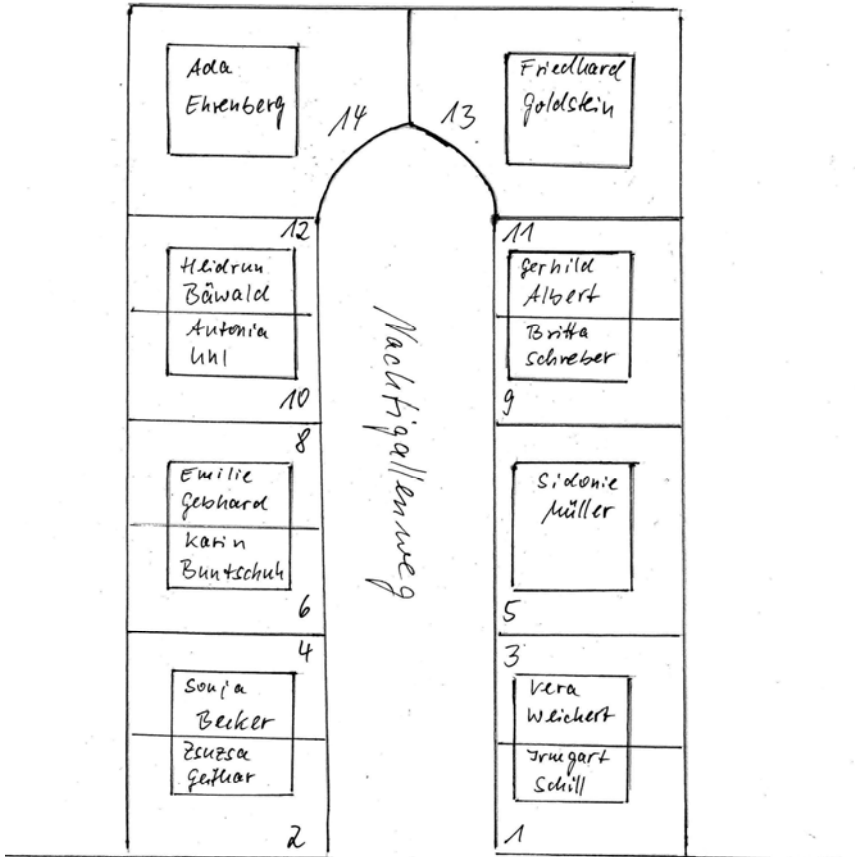


Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Der Witwenweg

Der Witwenweg



Schul-
straße

Wohnblock

Wohnblock

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Eveline Lutz

DER WITWENWEG

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2025

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Angaben nach GPSR:
www.engelsdorfer-verlag.de
Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann
Schongauerstraße 25
04328 Leipzig
E-Mail: info@engelsdorfer-verlag.de

ISBN 978-3-96940-921-3

Copyright (2025) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei der Autorin

Titelbild unter Verwendung eines Bildes von
Axel Bueckert [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier
Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

16,50 Euro (DE)

Danke an W.L.
für fünfzig gemeinsame Jahre und die Unterstützung bei diesem
Vorhaben

INHALT

Wie alles begann.....	7
Ein Strohwitwer unter Witwen	26
Ada Ehrenberg	42
Gerhild Albert.....	78
Heidrun Bäwald.....	88
Britta Schreber.....	94
Antonia Uhl	109
Erstes Zwischenspiel.....	124
Emilie Gebhard	143
Karin Buntschuh	151
Sidonie Müller.....	157
Zweites Zwischenspiel	176
Sonja Becker	180
Vera Weichert.....	190
Zsuzsa Geithar.....	194
Irmgart Schill	208
Finale.....	211
Abgesang	250

WIE ALLES BEGANN

Erbach ist ein kleines Dorf, das man auf vielen Landkarten vergeblich sucht. Es ist mein Dorf, der Ort, an dem ich mich wohlfühle. Meine Straße, der Nachtigallenweg, ist eine kurze Sackgasse ohne Durchgangsverkehr. Auch ich bin von vornherein nicht auf der Durchreise gewesen. Ich wollte ankommen, meine Wunden heilen lassen. Bereits bei der ersten Begegnung mit dem Haus wusste ich, dass es genau das war, was ich suchte. Es gefiel mir in seiner Unverwüstbarkeit und Schnörkellosigkeit. Alles, Haus, Grundstück und Straße, war überschaubar. Ich brauchte nichts Repräsentatives, womit ich protzen und Neid erzeugen konnte, sondern etwas Anheimelndes, ein Zuhause.

Zehn Jahre lang bin ich Arzt an der Uniklinik gewesen; eine schöne, erfüllende Tätigkeit. Professor Ernst, mein Doktorvater und Vorbild, hatte mich stets gefördert und gefordert in einem. In dieser Zusammenarbeit war ich gewachsen, fachlich, menschlich und im Status. Seit dem Vorjahr war ich Oberarzt. Ich galt als aussichtsreicher Anwärter auf die Nachfolge von Professor Ernst, wenn dieser in den Ruhestand gehen würde. Alles in meinem bisherigen Leben war nach Plan verlaufen. Ich hatte den Beruf ergreifen können, den ich schon als Kind als meinen Traumberuf benannte. Ich war Arzt geworden, Arzt mit Leib und Seele. Nach wie vor brenne ich für meinen Beruf, kann ich mir keinen anderen und schöneren vorstellen. Dennoch war ich an einem Punkt angekommen, an dem ich auszubrennen drohte. Mein ganzes Leben bestand nur noch aus Arbeit, einer Arbeit, die ich immer gewollt und gemocht hatte. Doch nun hatte sich die Arbeit selbst in meinen Schlaf geschlichen. Lag ich erschöpft im Bett, dann suchten mich die besonders schweren Fälle heim, die jungen Frauen, deren Kinder noch klein waren, die voller Hoffnung vor mir saßen und die den Kampf gegen den Krebs dennoch verlieren würden. Oft schien mir, ich sei der Arzt aus Grimms Märchen vom Gevatter

Tod. Ich besaß einen besonderen Sinn dafür, ob eine Patientin gesunden würde oder sterben musste. Mitunter rannte ich gegen meine Ahnungen an, setzte eine Therapie auf die vorangegangene und hatte am Ende doch das Nachsehen. Meine Ohnmacht in diesen schweren Fällen raubte mir den Schlaf. Es kostete mich mehr Kraft als ich besaß, den Totgeweihten Hoffnung zu vermitteln. Auch fragte ich mich, ob es legitim sei, Hoffnung zu spenden, wo keine war.

Lange schon wusste ich, dass ich eine Pause brauchte. Ich wagte nicht, darum zu bitten, weil das die Personalsituation auf der Station weiter zuspitzen würde. So hatte ich mich von einem Tag zum nächsten weitergeschleppt, bis ich eines Tages im Korridor der Station zusammenbrach. Meine Nerven versagten. Ich saß, den Rücken an die Wand gelehnt, und konnte der Tränen nicht Herr werden. Professor Ernst, er hatte immer die Hand über mich gehalten, spritzte mir ein Beruhigungsmittel und schickte mich für „mindestens drei Wochen“ in den Urlaub.

Ohne lange zu überlegen fuhr ich in das Dorf meiner Kindheit, auf unseren Bauernhof im Erzgebirge. Dort war ich mit drei Geschwistern aufgewachsen. Das Gehöft gehört jetzt meinem jüngeren Bruder David. Er bewohnt es mit seiner Frau Cindy und den vier Kindern. Mein Vater, inzwischen ein alter Mann, lebte ebenfalls in dem großen Haus. Er kümmerte sich noch immer um die Tiere, die jedoch, im Gegensatz zu meinen Kindertagen, nur noch zum Vergnügen gehalten wurden. Es gab vier Schafe, die im Garten den Rasenmäher ersetzten, Hund und Katze als Gefährten der Kinder, ein paar Enten und Vaters ganze Leidenschaft, die Hühner. Seit vielen Jahrzehnten züchtet er Wyandotten. Unzählige Preise hatte er mit seinen Hühnern errungen. Durch die Hühnerzucht stand er im Austausch mit anderen Züchtern. Sie war seine ureigenste selbstgewählte Aufgabe, für ihn jeden Tag Grund genug, aufzustehen.

In meinem Elternhaus, bei den Meinen, weiß ich mich jederzeit willkommen. Es ist für mich über die Zeiten hinweg ein magischer Ort geblieben. Als ich Kind war, prägte meine Mutter das Haus. Vater hatte sie aus einem anderen Erzgebirgstal mitgebracht. Sie sprach einen anderen Dialekt und oft neckten sich die Eltern mit der Unvereinbarkeit ihrer Dialekte. Mutter war fröhlich. Sie sang beim Kochen und Backen und spielte Zither und Gitarre. Wie Cindy, meine Schwägerin, war auch meine Mutter Kindergärtnerin gewesen. Manchmal denke ich, Cindy und Mutter sind Seelenverwandte, obgleich sie sich nie begegnet sind. Als Cindy kam, war Mutter schon einige Jahre tot. Cindy besitzt das gleiche fröhliche Naturell wie Mutter, sie hat für jeden ein gutes Wort, ihr ist keine Arbeit zu viel. Ich mag Cindy sehr. Sie passt in das Haus und sie passt zu meinem Bruder. Wenn ich komme, gibt sie mir sogleich das Gefühl, willkommen zu sein. Nie hat sie mich gedrängt, von meiner Seelennot zu erzählen. „Ruh dich aus“, fordert sie mich jedes Mal auf. Ich trage meine Sachen in mein altes Zimmer und gehöre dazu.

Tagsüber waren Vater und ich oft allein auf dem Gehöft. Manchmal bin ich zu ihm in den Stall gegangen, habe mich einfach zu ihm gesetzt. Anfangs habe ich ihn gefragt, ob es ihn störe, wenn ich bei ihm sitze. Inzwischen weiß ich, dass es ihn freute. Oft schwiegen wir lange miteinander. Schon als Kind habe ich meinen Vater gern im Umgang mit seinen Hühnern beobachtet. Damals hat er mir die Anatomie von Hühnern erklärt. Ich habe gelernt ein Huhn sachkundig abzutasten, gelernt, worauf es in der Zucht von Wyandotten ankommt. Damals habe ich auch begriffen, dass die Hühner unseren Vater trösten, dass sie ihm helfen, mit Mutters Tod zurechtzukommen. Vater freute sich, wenn ich ein besonders schönes seiner Hühner fing und es mit den Händen und Augen begutachtete. Ich glaube, keines der anderen Kinder hatte überhaupt Verständnis für seine Hühnerzucht. Meine beiden Schwestern hatten, ganz im Gegensatz zu Mutter, kein Faible für das Dorf,

die Landwirtschaft und die Tiere. Friederike, das zweitälteste von uns Kindern, hat nach Mutters Tod eine seltsame Art von Religiosität für sich entdeckt. Sie ist nach Nepal gegangen und lebt dort in einem Kloster. Ich habe sie, auf Vaters Bitte hin, einmal dort aufgesucht. Auf diese Reise hatte ich meinen ältesten Neffen, Frieder, mitgenommen. Vielleicht ahnte ich, dass ich mit dem Jungen an meiner Seite Friederikes Wandlung noch am ehesten ertragen könnte. Mager wie eine Straßenkatze, stumm und beinahe ausdruckslos, wie eine Fremde, hatte sie mir gegenübergesessen. Es gab kein Gespräch, keine Vertrautheit von früher. Meine Eingeweide hatten sich vor Schmerz zusammengezogen. Als Friederike sich wortlos erhob und davonging, fühlte ich mich seltsam erlöst. Während ich mit Frieder durch das Hochland gewandert bin, habe ich versucht, diese Begegnung zu vergessen. Sooft ich seither an Friederike dachte, befahl mich wieder das damalige Befremden. Und doch schrieb ich ihr jedes Jahr zum Geburtstag und zum Jahreswechsel einen Gruß, ohne Aussicht auf eine Reaktion.

Nadeshda, die älteste von uns Geschwistern, ist in der Schweiz verheiratet. Manchmal denke ich, dass sie mir ebenso fern und fremd ist wie Friederike. Sie ist kinderlos geblieben und lebt ganz und gar für ihr Geschäft, ein großes Hotel, in einem Wintersportparadies. Zu Weihnachten schickte sie Vater in jedem Jahr ein Paket mit Schweizer Köstlichkeiten. Vermutlich beruhigte sie damit ihr Gewissen. Seit Jahren war sie nicht mehr hier gewesen und keiner von uns hat sie jemals in ihrer neuen Heimat besucht. Ihren Mann kannten wir nur von Fotos. Er heißt Aloysius und sieht lustig aus. Vielleicht käme ich mit ihm eher ins Gespräch als mit meiner Schwester.

David, mein kleiner Bruder, ist mir nahe. Er ist Tischler, war in seinen jungen Jahren ein paar Jahre auf der Walz. Er und Cindy, seine Jugendliebe, hatten in all den Jahren Kontakt gehalten. Cindy hatte ihn ein paarmal an verschiedenen Orten getroffen. Als David

erfuhr, dass Cindy schwanger ist, kam er umgehend zurück. In der Scheune und einigen Nebengelassen, die früher als Stall dienten, richtete er sich eine Werkstatt ein. Er baute Fenster, Türen, Treppen und manchmal einen Schrein in wahrer Meisterschaft. Doch davon konnte er seine Familie nicht ernähren. „Die Leute wollen alles billig haben und kaufen im Internet jeden Schund“, so seine Rede. Dieser Verrat hat meinem Bruder lange zugesetzt. Heute hat er sein Auskommen, indem er für eine Küchenbaufirma teure Einbauküchen aufbaut. Er hadert nicht mit dem Leben. David ist ein Macher. Er ist glücklich mit seinen vier Jungs und Cindy. Und ich bin glücklich, dass es David gibt.

An meinem ersten Vormittag zu Hause setzte ich mich neben Vater und schaute ihm bei der Begutachtung seiner Junghennen zu. Er sagte nichts, aber er schmunzelte still in sich hinein, erfreut darüber, dass ich für eine Zeit nach Hause gekommen war. Auch ich fühlte mich gut an diesem Ort und in Vaters Gesellschaft. Wir verstanden uns ohne Worte. Ich weiß nicht, was mich trieb. Aus heiterem Himmel heraus sagte ich: „Vater, ich kann nicht mehr.“ Mein Vater ließ das Huhn los und ergriff stattdessen meine Hand. Stumm hielt er sie umfasst. Ich spürte die Wärme darin und die Schwielen von der harten Arbeit. Die Vertrautheit dieser Hand trieb mir die Tränen in die Augen. Vater ließ mich weinen. Er verstand ohne Worte. „Ruh dich aus, mein Junge. Kommt Zeit, kommt Rat. Setz dich nicht unter Druck. Wir werden einen Weg finden.“ Es waren diese einfachen Worte, die mich hielten, ebenso wie die alte Hand meines alten Vaters. Ich wusste mich in Sicherheit, das gab mir Kraft.

Abends, wir spielten am Küchentisch Karten und hatten schon ein paar Kräuterschnäpse getrunken, da erklärte ich mich auch Bruder und Schwägerin. „Ich kann nicht mehr“, gestand ich ihnen, „es geht über meine Kraft, Hoffnung zu spenden, obwohl ich weiß, dass da keine Hoffnung ist. Es sind die Augen der Kinder, die in meinen Träumen auftauchen. Sie bitten stumm, ihnen die Mutter

zu retten. Ich will ihnen helfen, habe nie vergessen, wie es sich angefühlt hat, die Mutter als junger Mensch zu verlieren. Ich versuche alles, wirklich alles und doch ist es manchmal vergebens. Nicht nur die jungen Frauen haben gehofft, auch ihre Männer und Kinder. Ich bin im Zweifel, ob ich in vollkommen aussichtslosen Fällen Hoffnung geben darf. Ich kenne das Loch noch, in das man fällt, wenn die letzte Hoffnung zerbricht. Mir tut die Seele weh. Ich kann einfach nicht mehr.“

Mein Eingeständnis überraschte alle. Ich fürchtete, sie damit überfahren zu haben, doch Cindy ergriff meine Hand: „Nimm dir Zeit! Denk in aller Ruhe nach! Du bist bei uns. Wir haben dich gern und wir halten zu dir.“ Vor dem Zu-Bett-Gehen umarmte mich mein Bruder stumm. Auch er verstand mich.

Mit dem Wissen um den Rückhalt in meiner Familie durchstreifte ich in den nächsten Tagen das Dorf. Das Herz ging mir auf vor Freude. Da lagen die Gehöfte am Hang, davor die sattgrünen Wiesen, das Bächlein. Manchmal hatte jemand ein Schaf, eine Ziege oder sogar ein Pferd angepflockt. Jedoch die Tierhaltung auf den Gehöften ist weitgehend Geschichte. Ställe und Scheunen sind zu Wohnzwecken oder zu Werkstätten und Garagen umgebaut worden. An den Einfahrten las ich Firmenwerbungen für eine Klempnerei, eine Hundepension oder Hausmeisterservices. Meine Schulfreunde und deren Geschwister, sofern sie hiergeblieben waren, hatten für sich andere Einkommensquellen als die Landwirtschaft finden müssen. Ich freute mich über jeden Namen, den ich noch aus den Kindertagen kannte. Bei diesen Spaziergängen traf ich nur selten Menschen. Sie arbeiten inzwischen anderswo. Hier gibt es, außer dem Wirtshaus, keine Begegnungsstätten für die Bewohner mehr. Der alte Dorfladen steht leer und verfällt seit Jahren. Die Post und die Schule wurden aufgegeben. Nur aus dem Kindergarten im alten Rittergutshaus hallte fröhliches Stimmewirr. Unter den Stimmen versuchte ich die meines jüngsten Neffen Willi zu entdecken. Es gelang mir nicht.

Vor dem Gasthof, der für sein Essen weit über das Dorf hinaus bekannt ist, stand der Wirt, mein Klassenkamerad Schimmel. Wir begrüßten uns mit Handschlag und wechselten ein paar Worte. Schon als Schulkind wusste er, dass er Koch lernen und das Gasthaus seiner Familie weiterführen wollte. Damals hatte ich noch keine Vorstellungen davon, in welche Richtung ich einmal gehen will. Auch jetzt wirkte er glücklich. Er ist angekommen. Ich freute mich mit ihm. Wir verabredeten, dass er für den Sonntag einen Tisch für meine Familie reserviert, damit ich mich wieder einmal von seiner Kochkunst überzeugen kann. Nachdem ich ihn verlassen hatte, fiel mir auf, dass ich seinen Vornamen vollkommen vergessen habe. Wegen seiner strohblonden Haare nannten alle ihn nur Schimmel und dabei ist es geblieben.

Als ich mir das Dorf nach ein paar Tagen neu erschlossen hatte, schlüpfte ich in die Wanderschuhe und begann die Umgebung zu erkunden. Unterwegs traf ich oftmals nicht einen Menschen. Ich ging in meinem Takt, erfreute mich an der Landschaft und dem Licht. An Aussichtspunkten setzte ich mich nieder und schaute in die Täler. Ich fand, was ich suchte: innere Ruhe. Die Gedanken, die sich beim Gehen verselbständigt hatten, verdichteten sich binnen kurzer Zeit zu einem Entschluss. Im Kopf bewegte ich ihn noch ein paar Tage hin und her; es blieb dabei. Es bedeutete für mich eine unglaubliche Erleichterung, als ich meinen Entschluss laut aussprach. Ich war entschlossen, meine Universitätskarriere zu beenden.

Nach zwei Tagen gesellten sich zu der Erleichterung neue Fragen. Wie sollte es weitergehen? Selbst wenn ich eine Auszeit nehmen würde, wäre diese ja zeitlich befristet. Die Frage, wie weiter, wäre lediglich vertagt, nicht gelöst. Außerdem fand ich Selbstfindungstrips, zu denen viele meiner Mitschüler nach dem Abitur und Kommilitonen nach dem Staatsexamen aufgebrochen waren, albern. Im Hinterkopf blieb die Frage nach dem Weiter präsent, aber sie quälte mich nicht, weil ich mir der Eckpunkte meines

Lebens sehr sicher war. Zum einen war ich Arzt mit Leib und Seele. Es gab keinen anderen Beruf, in dem ich mir vorstellen konnte zu arbeiten, außer vielleicht als Tierarzt. Zum anderen wollte ich weg aus der Stadt, in einem Dorf leben, mich erden, mich nach Feierabend mit der Landschaft verbinden, um Kraft zu tanken. Alles Weitere würde sich finden.

Die Wochen, die ich mit meiner Familie verbrachte, endeten schneller als gedacht. Ohne einen endgültigen Entschluss über meinen weiteren beruflichen Weg gefasst zu haben, kehrte ich in den Alltag einer Universitätsfrauenklinik zurück und wurde sogleich von Visiten, Nachtdiensten, Operationen und Diagnosen überrollt. Der alte Trott begann von Neuem. Ich wusste, dass ich nach ein paar Wochen wieder an einem Punkt ankommen würde, wo es kein Weiter gab. Bevor es soweit war, musste ich Pflöcke einschlagen. Ich war vierzehn Tage im Dienst, da bat ich Professor Ernst um ein Gespräch. Wir trafen uns nach Dienstschluss in einem Café unweit des Klinikkomplexes. Obwohl es mir schwerfiel, dem Professor, den ich als Menschen, Lehrer und Arzt verehrte, meinen Entschluss mitzuteilen, war es mir ein Bedürfnis, Klarheit zu schaffen. Vor dem Gespräch hatte ich mich gefürchtet. Ich war davon überzeugt gewesen, dass Professor Ernst von mir bitter enttäuscht sein würde. Nichts davon war der Fall. Er war voll Verständnis und Güte. „Weißt du, Friedhard, du bist mit Abstand der fachlich beste und der menschlich integerste meiner Schüler. Niemanden sähe ich lieber als meinen Nachfolger auf dem Lehrstuhl als dich. Doch du bist auch der sensibelste von allen. Schon lange merke ich, wie sehr du mit den jungen Frauen leidest. Schon lange habe ich Angst um dich.“

„Sie sind mir nicht böse?“, vergewisserte ich mich erleichtert.

„Wie könnte ich das sein. Mir blutet das Herz, für dich aber ist ein Schnitt lebensnotwendig.“

Vor Erleichterung kamen mir die Tränen. Mein Mentor strich mir über den Rücken. „Hast du schon Pläne für die Zukunft?“, erkun-

digte er sich mitfühlend. Ich gestand ihm, dass ich nach vorn, was werden sollte, noch keine Klarheit gewonnen hatte, dass ich jedoch nicht mehr auf dem Gebiet der gynäkologischen Onkologie arbeiten konnte, ohne vollkommen auszubrennen.

„Nun ja“, tröstete Professor Ernst mich, „manchmal fügen sich ja die Dinge. Du wirst deinen Weg gehen, dessen bin ich mir gewiss.“

Nur eine Woche später lud mich der Professor nach der Montagvisite ein, mit ihm und seiner Frau übers Wochenende zu verreisen. Er gab sich geheimnisvoll und vergewisserte sich in den Folgetagen mehrfach, ob ich auch ja mitkäme. Wir fuhren freitags unmittelbar nach Dienstschluss los, ostwärts raus aus der Stadt, über Landstraßen. Die Frau Professor, ich nannte sie so, obgleich ich wusste, dass sie nur die Frau des Professors und Lehrerin für Musik und Latein an einem Gymnasium war, saß am Steuer. Ich hatte den Platz neben ihr bekommen. Sooft wir gemeinsam unterwegs waren, hatten sie und ich zur Freude des Professors gemeinsam gesungen. Auch diesmal dauerte es nicht lange, da begleitete ich das Schauen mit einem leisen Summen. Ich nahm an, es vibriere lediglich in meinem Körper, doch als die Frau Professor begann, den Text zu singen, begriff ich, dass sich mein Summen ihr mitgeteilt hatte. Ich stimmte ein und so sangen wir alle Strophen des Liedes durch, stimmten ein nächstes an. Und noch eins, und noch eins ... und hielten plötzlich in einer Stadt mit niedrigen alten Häusern. Der Motor lief noch. „Ehe wir aussteigen, singst du mir da noch mein Lieblingslied?“ Die Bitte überraschte mich nicht. Seit ich ihr vor vielen Jahren einmal in meinem heimatlichen Dialekt den Vugelbeerbaum vorgesungen hatte, hatte ich ihn viele Male für Frau Ernst anstimmen müssen. Inzwischen sangen wir den Refrain gemeinsam. Dieser Gesang war ein Ritual, das ich mochte. Als der Refrain verklungen war, wurde uns von draußen Beifall geklatscht. Ein schlanker alter Herr, dessen Gesichtszüge unverkennbar denen des Professors ähnelten, öffnete den Fonds und half Frau Ernst aus dem Wagen. Sie umarmten sich herzlich. „Diesen Sänger, lieber

Carl, hätte ich gern in meinem Chor. Er hat einen schönen Bariton, spielt Akkordeon und Zither und hat Rhythmus im Blut. Das ist Friedhard, Pauls liebster Schüler“, stellte sie mich vor.

Ich beeilte mich, ebenfalls aus dem Auto zu klettern. Der alte Herr reichte mir die Hand und drückte sie: „Willkommen, junger Mann. Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen.“

„Guten Tag, Herr Ernst, ich freue mich ebenfalls“, erwiderte ich den Gruß. In den wenigen Minuten der Begrüßung war etwas passiert, das für mich deutlich fühlbar und doch nicht benennbar blieb. Mich hatte eine Welle der Sympathie für diesen alten Mann erfasst.

Die Brüder begrüßten sich, einander umarmend. „Wie du gemerkt hast, ist Friedhard unsere Verwandtschaft nicht entgangen. Er ist ein guter Beobachter und ein ebenso guter Zuhörer und Arzt“, konstatierte Professor Ernst.

Dieser Ausflug sollte alsbald mein Leben verändern. Wir waren in einer klitzekleinen Stadt an der Mulde gelandet. Bereits die Höhe der Bebauung verriet mir, dass dieser Ort höchstens zehntausend Einwohner zählte. Durch irgendeinen Zufall hatte dieser Marktflecken irgendwann Stadtrecht bekommen. Alles war klein: die Läden, die Gassen, die Häuser. Nur die Landschaft um die kleine Stadt herum war groß oder besser gesagt großartig. Es gab im Umfeld Dörfer mit Charakter, ganz anders als die meiner Kindheit, aber ebenso faszinierend. Es gab den Fluss, ein stetig murmelndes und eilendes Gewässer, Mischwälder, Streuobstwiesen, Steinklippen, Porphyrfelsen, fruchtbare Ackerflächen. Nur einen Bruchteil davon sah ich bei diesem, meinem ersten Besuch. Was ich sah, gefiel mir ausnehmend gut.

Die Landschaft war bei diesem ersten Besuch vor Ort nur Beigabe. Carl Ernst, der Bruder meines Lehrers, war zehn Jahre älter als dieser, Junggeselle aus Überzeugung und Facharzt für Gynäkologie und Allgemeinmedizin. Seine Praxis befand sich im Erdgeschoss des Hauses, in dessen ersten Stock er seit seiner Geburt wohnte.